

Lieke Marsman: Het tegenovergestelde van een mens

2017 Uitgeverij Atlas Contact, Amsterdam

übersetzt von
Stefanie Ochel, Berlin
mail@stefanie-ochel.de

Seiten im Originaltext:

Binnen blijven

S. 11-14

S. 27-32

S. 72-84

The Great Outdoors

S. 90-95

Drinnen bleiben

1.

Als Kind stellte ich mir oft vor, ich wäre eine Gurke. Abends lag ich mit den Armen dicht am Körper unter meiner Dinosaurierdecke und versuchte, mal kerzengerade, mal mit leicht angezogenen Beinen, vorübergehend die Form meines Lieblingsgemüses anzunehmen. *Bin eine Gurke, bin eine Gurke, bin eine Gurke*, flüsterte ich meinem achtjährigen Ich zu, bis mir aufging, dass Gurken nicht flüstern können. Also sagte ich mir das Mantra nur noch im Kopf vor, bis mir wieder einfiel, dass innere Rede auch nicht geht. Meistens war ich aber zu dem Zeitpunkt schon in einen tiefen, süßen Schlaf gefallen. Nota bene: Damals gab es keine Mindfulness, und auch Meditieren war noch etwas so Exotisches, dass die meisten Menschen schon bei der Vorstellung in Panik verfielen.

Ich wohnte mit meinen Eltern und meinem Bruder Carl in einem Neubaugebiet am Rande einer mittelgroßen Provinzstadt. Die Häuser in unserer Straße waren aus weißem, mit hellgrauem Zement vermauertem Backstein. Ihre Fenster- und Türrahmen hatten die meisten Anwohner in Blau, Gelb oder Rot gestrichen: Primärfarben, die sich grell vom Weiß der Steine abhoben. Es war eine kinderreiche Gegend, weshalb die Autos nur dreißig fahren durften. Wenn die Familienkutschen auf dem Weg zur Schule oder zur Arbeit vorbeierollten, wirkten sie wie schwerfällige Tiere, grasende Bisons auf einer Steppe zwischen geraden Bordsteinkanten und Basketballplätzen. Nur abends hörte man manchmal ein Auto beschleunigen, ganz selten auch einen Motorroller.

Von ihrem Urlaubsgeld kauften sich die Leute aus unserer Straße einen neuen Sonnenschirm oder einen neuen Kärcher. Oder eben eine Urlaubsreise. Die meisten Nachbarn machten wie wir Urlaub im eigenen Land, im Bungalowpark in der Veluwe oder auf einem Campingplatz an der Nordseeküste, aber ab und zu fuhr Ende August auch mal eine sonnengebräunte Familie in die Straße ein, die mit Wohnwagen und Partyzelt drei Wochen auf einem spanischen Rasen gestanden hatte. Die würden beim alljährlichen Nachbarschaftsgrillen am ersten Septemberwochenende für Aufsehen sorgen.

Mein Zimmer war gerade mal acht Quadratmeter klein, aber es war meins. Darin standen ein Bett, eine kleine dunkelgrüne Kommode und ein Ikea-Schreibtisch. Weil ich in meinen Klassenkameraden P. verliebt war, hatte ich seinen Namen in den Schreibtisch geritzt (auf der Rückseite, wo niemand es je lesen würde). Als Kleinkind hatte ich auf einer bunten Tupfentapete bestanden, die aussah wie ein endloser Konfettiregen, und so war das Abpiddeln von Tapetenfetzen neben der Gurkenfantasie mein zweites Einschlafritual.

Sich vorzustellen, wie es ist, ein Ding zu sein, ein Gemüse, eine Gurke – ein Ding, das zwar wächst, aber nicht fühlt, stellt das Empathievermögen auf die äußerste Probe. Meist verstehen wir unter Empathie: nachfühlen, was ein anderer fühlt. Aber sich einzufühlen in etwas, was keine Gefühle hat – das verlangt, *nichts* zu fühlen. Und nicht etwa so, dass man eine Weile von Alltagsemotionen verschont bleibt, sondern so, dass einem das Fühlen *unmöglich* geworden ist.

Oft hält man den Moment, in dem ein Kind merkt, dass sich etwas an ihm verändert, für den Moment, in dem es sich erstmals der eigenen Identität bewusst wird, doch für mich war es gerade der Moment, als ich begriff, dass ich *nichts und niemand anders* sein konnte, in dem ich mich erstmals einer kritischen Inspektion unterzog. Wer niemand anders sein kann, muss wenigstens dafür sorgen, dass er so gut wie möglich er selbst ist. Man kann diese Art Nabelschau für einen Ausdruck von Narzissmus halten, doch sie könnte ebenso gut ein Ausdruck von Bescheidenheit sein. Schließlich ist man selbst der einzige Gegenstand, bei dem man eine gewisse Autorität behaupten kann. Jede Äußerung zu einem anderen Thema wäre in dem Fall eine Anmaßung.

Das Ergebnis meiner Inspektion, notiert in kleiner Schrift, lautete wie folgt:

Ida, 8 Jahre

Schwarze Haare

1m 28,5cm

Wird mal Professorin oder Direktorin

Große Muttermale auf der linken Hüfte und der linken Schulter

Große Narbe auf dem rechten Arm (Stacheldraht)

Eltern: 2

Bruder: Carl, 12 Jahre

Hobbys: Lesen, Zeichnen

Held: Donald Duck

Lieblingsgemüse: Gurke

Inzwischen würden das Ergebnis einer ähnlichen Überprüfung wie folgt lauten:

Ida, 29 Jahre

Schwarze Haare, erster Graustich

1,76 m

Wird vorerst keine Professorin oder Direktorin

Sondern Klimatologin

Ohne Stelle, aber na gut

Große Muttermale auf der linken Hüfte und der linken Schulter, und viele kleine über den Körper verteilt

Eine Tätowierung (seitlich am Brustkorb)

Eine große Narbe auf dem rechten Arm (Stacheldraht), eine große Narbe am linken

Knie, ziemlich viele kleine Narben

Hobby: Lesen

Held: Naomi Klein

Lieblingsgemüse: Brokkoli

7.

Was Staudämme angeht, ist Italien vor allem bekannt für die großen Unglücke, die sich dort ereigneten. Der Bruch der Gleno-Talsperre im Jahr 1923: 365 Tote. Die Staumauer Sella Zerbino 1935: 111 Tote. Val di Stava, 1985: 268 Tote. Die Erdbeerkatastrophe von Vajont 1963: über 2000 Tote. Auf kurzen Videoclips von Dammexplosionen und -brüchen sehe ich Wasser in Gestalt von Staubwolken: Schlammmassen fliegen in alle Richtungen, als wären sie leicht wie Luft.

Die Alpen, die Berge, das Dunkelgrün von Nadelbäumen in der Ferne – schon mein ganzes Leben bilden sie die Kulisse für meine wirren holländischen Gedanken: Immer, wenn ich enttäuscht bin von der niederländischen Landschaft, liegt es daran, dass ich sie unbewusst mit der österreichischen, deutschen oder Schweizer Landschaft vergleiche. Ich erinnere mich an das Referat in der achten Klasse, für das ich in der Bücherei Bilder von seltener Alpenflora herausgesucht hatte, um sie einer Klasse stuhlwippender Altersgenossen zu zeigen, und spüre erneut den jährlich wiederkehrenden Frust, wenn mein Vater mir Ende Mai mitteilte, dass wir wieder Urlaub im eigenen Land machen würden. Besonders fasziniert war ich von Deutschland und Österreich. Ich mochte die düsteren deutschen Wälder, Schauplätze meiner Lieblingsmärchen, die *gutbürgerliche Küche*, die bei uns zuhause einmal wöchentlich in Form von Schnitzel mit Bratkartoffeln auf den Tisch kam, und die deutsche Sprache. Dass die Alpen auch in Italien lagen, wusste ich lange nicht, aber kommt mir jetzt sehr gelegen.

Die Elf-Uhr-Nachrichten zeigen eine Ansprache der britischen Premierministerin. *I am always willing to compromise, just not on every issue*, sagt sie. Nachrichten haben eine beruhigende Wirkung: Unruhe lässt sich am besten mit noch mehr Unruhe bekämpfen. Ich lasse mich immer weiter zurücksinken, die Arme über der Brust gekreuzt, die Hände an den Oberarmen. Unter dem offenen Fenster heult ein Motor auf, das Geräusch erfüllt den Raum. In der Wissenschaftsrubrik der BBC-Webseite lese ich, dass man nicht träumen kann, wenn man unter zehn Minuten schläft. Ich schlafe sechs Minuten und und träume von Robin.

8.

Am Abend des 9. Oktober 1963 löste sich um kurz vor dreiundzwanzig Uhr eine Flanke des Monte Toc und rutschte in den Vajont-Stausee. Der Felsbrocken hatte ein Volumen von 80 Millionen Litern, im Stausee befanden sich zu dem Zeitpunkt 120 Milliarden Liter Wasser – der Vajont-Damm war nicht umsonst eine der größten Talsperren Europas. Die Gerölllawine verursachte eine gigantische Flutwelle, die über die Staumauer wie über eine Schanze hinwegschwappte. Der Damm hielt, aber das Wasser ergoss sich rasend schnell ins Tal. Durch die steilen Hänge büßte es auf dem Weg kaum an Kraft ein. Es riss Bäume, Geröll, Tiere mit sich, und als es bewohntes Gebiet erreichte, auch Dächer, Mauern, Autos und Menschen.

Wenn sich solche Wassermassen mit so viel Kraft fortbewegen, schieben sie enorme Mengen Luft vor sich her. Man sagt, dass die Wucht der Luft, die in jener Nacht verdrängt wurde, die der Druckwelle von Hiroshima noch übertraf. Die Luft blies die Bewohner umliegender Dörfer davon, noch bevor das Wasser sie erreichen konnte. Manche Menschen kamen erst mehrere Hunderte Meter entfernt wieder zu Boden. Einige Leichen wurden später nackt aufgefunden – der Luftdruck hatte ihnen die Kleider vom Leib gerissen. Andere fand man nie wieder.

9.

Wenn ich nicht gerade mit dem Sammeln von Gegenständen oder mit meinen Edelweißbildern beschäftigt war, half ich ab und zu meiner Mutter in der Küche. Während ich mit Kinderfingern Bohnen enthülste oder Kartoffeln putzte und sie sich einer schwierigeren Aufgabe widmete, sprachen wir über unseren Tag. Im Hintergrund lief das tragbare Radio meines Vaters, das immer auf der Fensterbank stand, mein Vater selbst zog sich bis zur Essenszeit in sein Arbeitszimmer zurück. Im ehemaligen Jugoslawien tobte ein Krieg, Woche für Woche berichteten Journalisten über die Massenmorde und -vergewaltigungen. Eines Tages sagte meine Mutter, als sie gerade eine Möhre zerteilte, der Mensch sei durch und durch schlecht.

Der Satz machte Eindruck auf mich: Wenn der Mensch schlecht war und ich gut sein wollte, dann musste ich irgendwie zusehen, dass ich das Gegenteil eines Menschen war. Anfangs verfolgte ich dieses Ziel vor allem, indem ich übte, so lange wie möglich am Stück auf den Händen zu laufen. Im Sandkasten der Schule buddelte ich ein Loch, von dem ich hoffte, es wäre tief genug, um einen Blick auf Neuseeland zu erhaschen. Später, am Vorabend einer langen, ausweglosen Pubertät, ging ich es gründlicher an, mal indem ich mir tagelanges Schweigen verordnete, obwohl ich am liebsten zu allem meine Meinung verkündet hätte – und mal indem ich pausenlos davon redete, wie glücklich ich war und wie schön ich alles fand, während ich in Wahrheit von tiefer Trauer erfüllt oder zumindest chronisch betrübt war über den Umstand meiner Existenz, Pickel und andere Widrigkeiten der Jugend eingeschlossen. In den letzten Monaten auf der Grundschule versuchte ich sogar ab und zu, als Junge durchs Leben zu gehen. Beim Turnen zog ich mich zwar weiter bei den Mädchen um, aber mein Gang war strammer, und abends vor dem Schlafen klemmte ich mir ein selbstgebasteltes Glied zwischen die Beine. Bis eines Morgens meine Männlichkeit in drei Teilen neben meinem Bett lag.

10.

Das Atrahasis-Epos, einer der ältesten schriftlich erhaltenen Mythen, erzählt von dem Gott Enlil, der nachts nicht schlafen kann, weil die Menschen auf der Erde so viel Krach machen. In der Hoffnung, weniger Menschen würden auch weniger Lärm verursachen, schickt er Dürre und Hungersnot auf die Erde, aber das Getöse hält an. Enlil weiß sich keinen Rat mehr. Um dem Krach ein für alle Mal ein Ende zu setzen, lässt er schließlich den Euphrat über die Ufer treten. Alle sterben – bis auf den Helden Atrahasis und seine Familie, die sich auf einer selbstgebauten Arche aus Schilf gemeinsam mit einigen Tieren in die Zukunft retten, wo sie über tausend Jahre später für die Geschichte von Noah und der Sintflut Modell stehen werden. Im Alten Testament straft Gott die Menschen, weil sie schlecht sind, nicht weil sie zu viel Krach machen – wobei man sich fragen kann, wo der Unterschied liegt.

„Menschen sind nicht nur schlecht, sie sind auch lieb“, sagt Robin. Sie fürchtet, dass mein wachsendes Interesse an der Klimaproblematik mich bitter werden lässt.

„Menschen besuchen sich, wenn sie krank sind, bauen einander auf, wenn sie traurig sind, machen sich tagelang zum Horst, weil ihr Lieblingspulli hinten einen Zahnpastafleck hat. Wenn sie sich überraschen wollen, bringen sie Kuchen mit. Und sie wollen sich andauernd überraschen. Schlechte Wesen tun so etwas nicht.“

Für die Traurigen

Alles fühlt sich weit weg an für die Traurigen: Häuser von Freunden, der Supermarkt an der Ecke, die Arbeit von gestern, die Toilette, auf der man eben noch war, und sogar das Bett, in dem man seit Tagen liegt, ist nicht automatisch nah.

Allerdings kann man auch tagelang im Bett liegen, ohne sich schlecht zu fühlen. Eigentlich ist es dort ganz aushaltbar: warm, weich, und meist ein Stapel Bücher in Reichweite. Müde und traurig sind nicht dasselbe, Nichtstun nicht unbedingt ein Zeichen von Ennui.

Früher wurde Depression oft mit Weltschmerz gleichgesetzt: eine unstillbare Sehnsucht nach allem und mehr, die unzulängliche Welt, die den Ansprüchen des Geistes niemals genügen kann, und also: ein Leiden an der Welt. Aber die westliche Depression im 21. Jahrhundert zeichnet sich vor allem durch einen Mangel an Sehnsucht aus: Überfluss. Die Rollen sind vertauscht – nie kann der Geist den Ansprüchen der sich in Geräuschen, Bildern, Meldungen und Meinungen ständig aufdrängenden Welt genügen. Sehnsucht existiert nicht mehr, wenn jedes Sehnen augenblicklich erfüllt wird oder werden könnte, denn ein Verlangen, das nicht wenigstens kurze Zeit anhält, kann man nicht Sehnsucht nennen.

Die paradoxe Folge: leere Tage. Tage, die vor sich hin plätschern und eine apathische Traurigkeit in sich bergen. Dem Alltäglichen wohnt ein Gefühl des Nichtweiterkönnens inne, die Glieder stecken fest im Zement des durch nichts zu regenden Gemüts. Was du auch tust, du fühlst nichts. Was du auch fühlen würdest, du würdest nichts tun. Eine endlose Aussicht, die als blinde Mauer daherkommt.

Was alles apathische Traurigkeit hervorrufen kann:

ein Camping-Outlet im obersten Stock einer Gewerbeimmobilie
 ein Auto-Showroom an einem Dienstagmorgen
 der Geruch eines leeren Sofas in einem Haus, in dem man zu Besuch ist
 die kalten Fliesen im Flur desselben Hauses
 ein Billigschuhgeschäft in den Neunzigerjahren
 Werbung
 Zeitschriften auf einem Glastisch im Wartezimmer

ein Blumentopf mit Tongranulat

und naturgemäß ein fast menschenleeres Flugfeld weit nach Mitternacht

26.

Mit neun entdeckte ich eines Morgens in meinem Bett zwei runde weißgelbe Kügelchen, knapp einen halben Zentimeter im Durchmesser. Ich war überzeugt, dass ich meine Regel bekommen hatte. Die Regel, das wusste ich, hatte was mit Eisprung zu tun, und das hier waren unverkennbar Eier. Und woher sollten die Kügelchen im Bett sonst kommen, wenn nicht aus mir? Aber ich war viel zu früh dran mit der Regel, als Erste in meiner Klasse. Mein Sozialleben wäre am Ende. Kein Mädchen will als erste in der Klasse die Regel bekommen (das hat keinen bestimmten Grund, es ist eine Art Naturgesetz). Dennoch hob ich die kleinen Eier sorgfältig auf, in demselben chinesischen Schmuckdöschen, in dem ich auch meine Milchzähne sammelte. Nach ein paar Tagen beschloss ich, sie zu vergessen, wahrscheinlich hatte ich mich geirrt. Die Regel tut weh, hatte ich mal gehört, und mir hatte nichts wehgetan. Doch exakt einen Monat später tauchte erneut ein winziges Ei in meinem Bett auf, und damit war die Regeltheorie bestätigt. Ich wagte immer noch nicht, jemandem davon zu erzählen, aber ich war sicher, man würde es mir ansehen. Wahrscheinlich sogar riechen. Ich versuchte meinen Eltern weiszumachen, dass ich krank war, aber da ich kein Fieber hatte, musste ich ganz normal zur Schule. Um die Gefahr des Auffliegens zu verringern, steckte ich mir heimlich eine von Mutters Binden in die Unterhose, aber am Tag blieben die Eier aus.

Es folgten schwierige Wochen, bis ich irgendwann bemerkte, dass eines meiner Lieblingsstofftiere, ein kleiner Hund, ein Loch im Bauch hatte. Ein Loch, aus dem ab und zu Kügelchen herauskamen, Füllkügelchen, für mehr Griffigkeit in kleinen Händen. Nicht ich, sondern Wuffi legte die Eier. Vier Jahre brauchte ich mich nicht mehr an die Regel zu denken. Als es endlich so weit war, war ich eine der letzten in meiner Klasse. Darüber hatte ich mir auch viel Sorgen gemacht.

27.

Es ist mein letzter Abend in Amsterdam. Ich habe versucht, so viele Pastaplaten wie möglich in eine Ofenform zu schichten: Lage um Lage habe ich hauchdünn geschnittenes Gemüse und Lasagneblätter aufeinandergeschichtet wie ein menschlicher 3D-Drucker.

„Wusstest du, dass wir Menschen so schlau sind, weil irgendwann ein Urahn entdeckte, dass man Essen kochen kann?“ Robin stellt die glühend heiße Schale auf den Tisch. „Mit dem gekochten Essen hatte der Darm weniger Arbeit bei der Verdauung. Die überschüssige Energie konnte also ans Hirn gehen, das dadurch über die Jahrtausende immer größer wurde.“ Ich verbrenne mir die Zunge an einem Tomatenstück und verfluche den betreffenden Urahn.

Nach dem Essen stehen wir auf dem Balkon und blicken über die Stadt. Ich kann nicht durch die Häuser hindurchsehen, aber die ganze Stadt scheint in Sommerlaune zu sein. Menschen grillen im Park, ihr Lachen dringt mit den Rauchschwaden zu uns herauf. Robin zupft die vertrockneten Blumen aus einem der Pflanzkübel, die strohigen Stengel zerbröseln unter ihrer Berührung.

„Ich fühl mich wie vor einem langen Urlaub“, sage ich, „gar nicht wie vor drei Monaten harter Arbeit.“ Das Gefühl wird noch verstärkt durch die E-Mail, die ich am Morgen bekommen habe: ich hatte mich schon darauf gefreut, in einem altherwürdigen italienischen Haus zu wohnen oder zumindest einem netten Apartment mit Balkon in pastellfarbenem Gemäuer, doch stattdessen bekam ich vom Leiter des Forschungsinstituts die Adresse des Ferienparks, wo er ein Häuschen für mich gebucht hat.

Weil Robin morgen früh einen wichtigen Vortrag hat, verbringe ich den Rest meines letzten Abends in den Niederlanden allein. Ich trinke noch ein Glas Wein. Ich weiß sicher, dass ich weg will, und ich weiß auch sicher, dass ich bleiben will.

28.

Obwohl kaum noch jemand an die Existenz einer Seele glaubt, halten wir weiter an der Idee fest, dass jeder Mensch einen Kern hat. Die tief verwurzelte Vorstellung, jeder Mensch verfüge über ein selbstidentisches Bewusstsein, weckt darüberhinaus die Erwartung, dieses Bewusstsein habe konsequent und konsistent zu sein: Das macht es unmöglich, einer Person paradoxe Eigenschaften zuzuschreiben. Und doch erlebt jeder Mensch regelmäßig gegensätzliche Gefühle. Wir können durchaus ängstlich und mutig zugleich sein (stärker noch: wer nicht ängstlich ist, kann gar nicht mutig sein), wir können ebenso gut irgendwo bleiben und gleichzeitig weg wollen.

Aristoteles' Satz vom Widerspruch: Man kann nicht sagen, dass etwas zugleich ist und nicht ist.

Aristoteles irrte. Das kann man ohne Weiteres sagen.

Der französische Mathematiker und Philosoph Blaise Pascal (1623-1662):

[Es ist gewiss], daß, je mehr Einsicht die Menschen haben, sie im Menschen sowohl Größe als auch Elend entdecken. (...) Dieses doppelte Wesen des Menschen ist so sichtbar, daß manch einer gedacht hat, wir hätten zwei Seelen. Ein einfaches Wesen schien ihnen nämlich unfähig zu solchen und so plötzlichen Umschwüngen von grenzenloser Anmaßung zu schrecklicher Niedergeschlagenheit des Herzens.ⁱ

Erst nachts um halb vier schlüpfte ich zum vorläufig letzten Mal unter meine eigene Bettdecke (auch wenn es draußen warm ist, schlafe ich unter einer dicken Decke – meine Gliedmaßen brauchen etwas Schweres, damit sie sich wie meine Gliedmaßen anfühlen). Robin, ein paar Kilometer weiter, schläft wahrscheinlich schon seit Stunden. Unser erstes Treffen kommt mir auf einmal Jahre her vor. Ich stelle mir drei Wecker, damit ich am Morgen auf keinen Fall mein Flugzeug verpasse.

29.

Ein weit verbreitetes Missverständnis über depressive Teenager ist, ihnen sei alles egal. Dabei ist ihnen gerade nichts egal: Depression kann ebenso gut aus einem Zuviel an Lebenslust wie aus einem Mangel an Lebenslust entstehen. Ich wollte die Welt verändern, doch meine Welt bestand aus den 500 Metern Neubaugebiet, die ich jeden Tag auf dem Schul- und Nachhauseweg auf und ab lief. Schulen sind darauf ausgerichtet, dass Schüler auf nichts Lust haben, dass man sie allein mit Strafaufgaben oder einem Ungenügend ans Arbeiten bekommt, doch das Gegenteil ist mindestens genauso häufig der Fall: es gibt nichts, was die Lebenslust einer Vierzehnjährigen stillen könnte, und das kann so eine Vierzehnjährige echt traurig machen.

Obwohl ich meine Füller, Teelöffel, Muscheln und besonderen Steine noch immer gern hatte, merkte ich irgendwann, dass es mir an Ansprache fehlte. Also begann ich, Bücher zu horten. Wenn ich beim Lesen ab und zu die Augen schloss, kam es mir vor, als führte ich ein Gespräch mit dem Autor. Alles Lesbare bunkerte ich in meinem Zimmer: Kinderbücher, Romane, Kunst- und Gedichtbände, Kataloge, Lehrbücher, Biographien ...

Dachte ich ans Schreiben, sah ich Menschen vor mir, die im dunklen Kämmerlein und in Ruhe, mit aller Zeit der Welt, ein Wort nach dem anderen zu Papier brachten, hier und da mal etwas durchstrichen, wieder vorn begannen, auch mal eine Seite zerrissen, aber eben in Ruhe und in vollem Vertrauen, dass die nächste Seite mehr Glück bringen würde.

Ich las immer mehr. Meine neuen Freunde waren witzig, klug und rund um die Uhr verfügbar. In einer hohen Mauer lagen sie um mein Bett gestapelt. Am liebsten mochte ich Bücher von Frauen. Von traurigen, starken Frauen. Ich wollte sein wie sie, Frauen, die mit allen umgingen, aber niemanden brauchten. Ich war das genaue Gegenteil: ich ging mit niemandem um, aber brauchte alle.

Ich hasse den Sturm, ich liebe den Sturm

menschen, die angst haben vor dem tod vs. menschen, die angst haben, dass das leben nach dem tod einfach weitergeht

die unaufhaltsame erkenntnis, dass man nur an einem einzigen ort gleichzeitig sein kann. und das gefühl des triumphs hinterher: den platz kann niemand für dich einnehmen

deskriptiv, präskriptiv, kreativ, destruktiv, reflexiv (als handlungsfolge): beschreiben was ist, beschreiben was sein muss, was sein muss machen, zerstören was ist, nachdenken über was war

altern als einem gefrierfach beim auftauen zusehen: man weiß, worauf man wartet, aber es zieht sich

jemanden mitten auf einer gefährlichen kreuzung aus dem auto werfen und beim wegfahren im rückspiegel sehen, dass man es selbst ist

den ganzen tag mit dem telefon zugange sein und so für die eigenen gedanken unerreichbar werden. man müsste sich selbst anrufen können

in letzter zeit gelingt es mir nicht über die straße zu laufen und die dinge als das zu sehen, was sie sind. jedes gebäude ist reduziert auf seine linien, jeder baum eine blaupause von einem baum, jede person ein archetyp

mit der neuen liebe über alte lieben reden, um zu sagen: du hast es vielleicht noch nicht raus, aber diese diese und diese person hat mich schon geliebt (siehst du: ich bin liebbar)

es persönlich nehmen, wenn geräte kaputtgehen, es feiertagen übel nehmen, wenn sie blöd fallen

im traum bekam ich ein magazin mit bumerangkugeln, sodass ich im traum niemanden mehr totschießen konnte

das gefühl von scham als ewig sprudelnder brunnen. das herz als pumpe

angst als sozialisierender und individuierender faktor: noch mehr bei anderen sein wollen, dabei noch mehr sich selbst zum ausgangspunkt nehmen

rätsel: ein jongleur steht mit blutigen händen da. was hat er in die luft geworfen?

dienstagmittag und donnerstagmittag klingen autogeräusche anders, fader

ein mensch ist für einen engel, was ein tier für einen menschen ist

im atlas blättern, um die fantasie in gang zu setzen

der geruch von narkose

sehr lange sehr laut lachen, um den sturm zu übertönen

The Great Outdoors

[S. 90-95]

1.

Es ist viel los am Busbahnhof, als mein Bus abfährt. Eine Frau wischt ihrem kleinen Sohn einen Marmeladenklecks von der Wange und ruft ihm etwas ins Ohr, was ich nicht verstehe. Mein Pulli ist unter den Achseln dunkel von Schweiß.

Die Straßen sind voll mit Menschen, allesamt mit rotem Kopf, weil sie in der sengenden Hitze draußen herumlaufen, Einkäufe schleppen, Karren schieben oder zwei Kinder neben sich her ziehen. Die Landschaft wird immer staubiger, je weiter sich der Bus vom Flugplatz und der Stadt entfernt. Warum in dieser schmutzigen Luft trotzdem überall saubere Wäsche zum Trocknen hängt, ist mir ein Rätsel. Nach und nach nimmt die Zahl der Wohnhäuser ab und die der Großhandelsbetriebe zu. Die neuen und gebrauchten Autos und die Kräne seitlich der Autobahn glitzern in der Sonne. Die Leitplanken sind tiefrot vom Rost. Der Bus nimmt die Abfahrt nach Norden, Richtung Schweizer Grenze, und wir erreichen Hügel, die nach einiger Zeit in Berge übergehen (ab wann darf man zu einem Hügel Berg sagen?). Zwischendurch steigen Menschen aus und neue ein, ich helfe einer älteren Frau dabei, ihren Koffer im Gepäckfach zu verstauen.

Während wir von Tal zu Tal fahren, blicke ich abwechselnd aus dem Fenster und lese noch einmal das Stück von Marguerite Duras. Der Mann und die Frau im Buch treffen sich immer wieder in einem Zimmer mit Blick aufs Meer. Ich stelle mir das Zimmer vor, weiß, und mit nur einem Bett und einem Stuhl, das Salz des Meeres ist bis in jede Faser durchgedrungen.

Meer. Meer. Meer. Meer. Mit geschlossenen Augen fühlt sich das Auf und Ab des Busses über den kaputten Asphalt an wie Wellengang.

Robin, das weiß ich, liebt das Meer. Die riesigen, schäumenden Wassermassen, die endlose Fläche, unter der sich weiß Gott was abspielt – für sie ein Symbol für Möglichkeiten, für Freiheit. Ich dagegen hege, schon seit ich denken kann, eine tiefe Abscheu gegen das Meer. Klar, das Meer bei Sonnenuntergang ist schön, tropische Inseln sind auch schön, aber ansonsten sind Strand und Meer vor allem Orte, wo man

sich nirgends verstecken kann. Wo der Wind freies Spiel hat. Wo deine Knochen drei Jahre nach deinem Ertrinken an einem nasskalten Herbsttag wiedergefunden werden, von kleinen Strandräubern auf Klassenausflug, zwischen Plastiktüten und Treibholz.

Es ist fast 13.00 Uhr, wahrscheinlich macht sich Robin gerade zum Lunch auf. Ich sehe sie vor mir am Tisch in ihrem Stammcafé, umringt von ihren Kolleginnen, die über jeden ihrer Witze lachen. Sie bestellt das Tomate-Pesto-Baguette, und sie trägt das hellblaue Top, das in dieser Jahreszeit ihr Lieblingskleidungsstück ist, weil es so gut zu ihren gebräunten Schultern passt.

Die Klimaanlage des Busses brummt laut, ein merkwürdiges, mechanisches Geräusch, von dem ich mir nach einer Weile einbilde, dass es aus meinem Kopf kommt. Im Hintergrund das Blätterrauschen vorbeirasender Autos. Ich setze den Kopfhörer auf.

2.

Was bliebe von mir und Robin übrig, wenn ich sie nicht länger auf den Sockel heben würde? Kaum habe ich Gefühle für jemanden, schwupp steht sie da, hoch auf dem weißen Marmor. Auf einmal bekommt jedes ihrer Worte höhere Bedeutung, auch wenn sie dummes Zeug redet, sich widerspricht, oder E-Mails voller Rechtschreibfehler schickt. Ich vollführe die wildesten mentalen Verrenkungen, um die mögliche Inkohärenz in ein positives Licht zu rücken, aber das Dumme ist ja: *Ich bin der Sockel*. Jemanden auf den Sockel heben bedeutet: sie über dich selbst heben, aber dabei stets in Reichweite (ohne Sockel keine Statue, ohne mich kein Du). Was ich tue: Ich schreibe der Person mein ganzes Wissen zu, Wissen, das ihr ermöglicht, mich vollständiger zu begreifen, will ihr alles zeigen, was ich sehe, um sie dann ausgerechnet für das anzubeten, was die so Imaginierte von mir trennt: die Tatsache, dass sie nicht ich ist.

Und dabei entgeht mir völlig, dass jemand anders viel mehr begreifen kann als ich und sowieso mehr sieht, denn ich komme vor lauter Liebestrunkenheit schon seit Tagen nicht mehr aus dem Haus. Ohne mich auch ein Du.

Bergbewohner melden sich zu Wort

Heute heben ja alle das Meer in den Himmel. Na, solange sie es nicht in die Berge heben. Hier in den Bergen können wir nichts damit anfangen. Wir müssten uns über die höchsten Gipfel verstreuen, so wie bei Hochwasser alle auf die Dächer klettern. Aber überlegen Sie mal: Was bliebe von den Gipfeln übrig? An seinem tiefsten Punkt ist der tiefste Ozean, der Pazifik, elf Kilometer tief. Der höchste Berg dagegen, der Mount Everest, ist nur 8848 Meter hoch.

Das Gefährliche am Meer ist, dass es an der Oberfläche so unscheinbar wirkt, aber darunter, darunter. Ein Berg dagegen zeigt offen, was er hat: Bitte schön, das sind Tannenbäume mit Hirschen dazwischen, hier sind Sie richtig.

Sprichwörter zur Illustration:

Wenn das Meer im Mann ist, ist der Mann über Bord.

Ist der Strandschirm erst im Auto, muss man die Kinder noch beruhigen.

Wer das Meer in den Himmel hebt, lässt ein Meer toter Fische zurück.

Marguerite Duras schreibt in *Die Krankheit Tod*ⁱⁱ

Sie fragt Sie, ob Sie das Meer gesehen haben, sie fragt Sie, ob es Tag geworden sei, ob es hell sei.

Sie sagen, der Tag breche an, doch in dieser Jahreszeit brauche er sehr lange, den Raum mit seinem Licht zu erfüllen.

Sie fragt Sie nach der Farbe des Meeres.

Sie sagen: Schwarz.

Weiter. Man sieht das Meer nicht hinter den Bergen, aber die Berge sehr wohl hinter dem Meer. Da macht das Meer nichts verkehrt. Aber denkt überhaupt irgendwer je an die Berge unter Wasser? Wer besteigt sie? Wer malt sie? Das ist die Schuld des Meeres.

Symptome von Seekrankheit sind: Schwindel, Übelkeit, Erbrechen, Kopfschmerzen.

Symptome der Höhenkrankheit sind: Schwindel, Schlaflosigkeit, Koordinationsverlust, Ohnmacht. Dann lieber seekrank, könnte man meinen. Wir meinen: Es gibt kaum einen

Unterschied. Man kann ertrinken oder in den Abgrund stürzen. Man kann jemanden verlieren *in the blink of an eye*.

Auf jeden Fall gibt es keinen Mittelweg. Es wäre absurd, als Mensch auf dem platten Land zu leben, in einer Landschaft, die sich meereshaft in die Weite erstreckt, aber das Versprechen nicht einlösen kann. Sie sagen, ein tiefer Horizont lenkt die Aufmerksamkeit auf den Himmel. Wir sagen: Der Himmel ist leer.

Wir sagen: Schwarz.

ⁱ Aus: Blaise Pascal: *Das Ich besteht in meinem Denken*. Übers. v. Ulrich Kunzmann, hg. v. Franz-Josef Wetz. Reclam, 2017

ⁱⁱ Aus: *Die Krankheit Tod/La Maladie de la Mort*. Deutsch von Peter Handke. Zweisprachige Ausgabe. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1985, S. 32